

etwa die Vorstellung, kirchliche Bildungsarbeit als Angebot für posttraditionale Vergemeinschaftungen von „spirituellen Wanderern“ (vgl. Studie von Bochinger, Engelbrecht & Gebhardt, 2009) zu sehen, eine perspektivenöffnende und letztlich auch diakonische. Die Autoren gehen von einer „Dialektik der Individualisierung zwischen Freisetzung und Neubindung“ (29) aus.

Theologisch wird ein für die aktuelle soziologische Situation kompatibles kirchliches Bildungsverständnis mit dem „Ideal der Gastfreundschaft“ sowie einer u.a. von Jochen Hilberath vertieften Communio-Theologie begründet, welche in Bezug auf das trinitarische Gottesbild auf einer Balance von Einheit und Differenz beruhe.

Bildungswissenschaftlich werden auf dem Hintergrund des aktuellen Bildungsdiskurses die Ansätze des forschenden Lernens und der partizipativen, demokratischen Bildung (John Dewey) vorgestellt und der Studie grundgelegt.

Die Ergebnisse der empirischen Studie zeigen u.a. Folgendes auf: Obwohl kirchliche Erwachsenenbildung nach dem 2. Vatikanum von einer Communio-Ekklesiologie geprägt wurde, wird das communiale Kirchenbild von den Befragten im Vergleich zu den traditionalen Kirchenbildern weniger deutlich wahrgenommen. Die Autoren schließen daraus, dass die Communio-Theologie in der Breite der Wahrnehmung von Kirche nicht angekommen ist. Obwohl die Befragten die Bildungshäuser selbst mit einer kommunikativen und partizipativen Kirche in Verbindung bringen, werden diese nicht als Repräsentanz für die katholische Kirche insgesamt gesehen (vgl. 123 ff.).

Die befragten Besucher\*innen der kirchlichen Bildungshäuser in Oberösterreich verstehen sich zu einem großen Teil als individuell Suchende mit dem Wunsch nach zeitweiliger Vergemeinschaftung: „Die Zustimmung zu den Erfahrungen religiöser Individualisierung und posttraditionaler Vergemeinschaftung hat sich als eindeutig überdurchschnittlich erwiesen“ (125). Es zeigen sich deutliche Kompatibilitäten zwischen den von religiöser Individualisierung geprägten Teilnehmer\*innen sowie den individualisierungsoffenen Angeboten und Strukturen der Bildungshäuser. Das zentrale christliche Motiv der Gastfreundschaft mit seinen Aspekten Offenheit, Großzügigkeit und Uneigennützigkeit gehört inzwischen zu den Leitbildern der Bildungshäuser (vgl. 126).

Auch in Bezug auf die dritte, bildungswissenschaftliche Fragestellung konnte die Studie interessante Ergebnisse heben: Die untersuchten kirchlichen Bildungshäuser haben in Bezug auf autonomiebasiertes forschendes Lernen und demokratische Bildung – auch im Vergleich zu anderen tertiären Bildungseinrichtungen – klar überdurchschnittlich abgeschnitten (vgl. 127). In der Wahrnehmung der befragten Teilnehmer\*innen sind die Bildungsprozesse von hoher Qualität und es kann den untersuchten Institutionen eine gute Arbeit bescheinigt werden. Angesichts dieser Ergebnisse kommen die Autoren zu folgendem Schluss: „Der Beitrag, den kirchliche Bildungshäuser offensichtlich für Demokratie, Politik und Gesellschaft leisten, verdient (mehr) politische Aufmerksamkeit und Wertschätzung“ (128). Im Anschluss an diese Erkenntnis betonen sie, dass sich die hohe Bedeutung für die demokratische Zivilgesellschaft auch in das Selbstverständnis von Kirche integrieren ließe: „Kirche kann sich – auch in ihrer theologischen Selbstwahrnehmung – noch viel offensiver als zivilgesellschaftliche Akteurin begreifen“ (128).

Angesichts der Tatsache, dass kirchliche Erwachsenenbildung immer noch zu wenig erforscht wird, ist die vorliegende interdisziplinäre Studie mit ihrer perspektivischen, theologisch gut begründeten Ausrichtung ein Gewinn für alle an kirchlicher Erwachsenenbildung Interessierten, noch mehr für die dafür Verantwortlichen.

Linz

Silvia Habringer-Hagleitner

## BIBELWISSENSCHAFT

◆ Chaniotis, Angelos: *Die Öffnung der Welt. Eine Globalgeschichte des Hellenismus*. Übersetzt von Martin Hallmanns-ecker. Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2019. (544) Geb. Euro 35,00 (D) / Euro 36,00 (A) / CHF 36,21. ISBN 978-3-8062-3993-5.

Wer die Geschichte überblicken will, kommt nicht umhin, sie in Epochen zu gliedern und gegebenenfalls die großen Epochen nochmals zu untergliedern. So verstehen wir unter „Hellenistische Zeit“ gemeinhin den Zeitraum zwischen dem Eroberzug Alexanders des Großen (ab 334 v. Chr.) und der Niederlage von Kleopatra und Marcus Antonius in der

Seeschlacht von Actium (31 v. Chr.). Daran schließt sich, beginnend mit der Alleinherrschaft des Octavianus (ab 27 v. Chr.: Augustus), die römische Kaiserzeit an. So haben wir es im Geschichtsunterricht gelernt, und sicher war auch für Zeitgenossen in den östlichen Provinzen des Römischen Reiches zu merken, dass mit dem Sieg des Octavianus nach Jahrzehnten römischer Bürgerkriege eine neue Zeit anbrach. Das bedeutet aber nicht, dass ab 30 v. Chr. alles anders wurde. Gerade im Blick auf die östlichen Provinzen des römischen Reiches gibt es viel Verbindendes zwischen der hellenistischen Zeit und der römischen Kaiserzeit, so dass man sogar von einem „langen hellenistischen Zeitalter“ sprechen könnte.

Diese Spur verfolgt Angelos Chaniotis (C.) in dem hier zu besprechenden Band. Chaniotis, ein Althistoriker und ausgewiesener Experte für griechische Epigraphik und antike Militärgeschichte, ist, nach Stationen in Heidelberg und Oxford, seit 2010 Professor in Princeton. Das hier zu besprechende Buch ist zuerst 2018 in englischer Sprache erschienen (*The Age of Conquests. The Greek World from Alexander to Hadrian [336 BC – AD 138]*, London 2018), doch es basiert auf Vorlesungen, die Chaniotis in Heidelberg gehalten hat; entsprechend gibt er im Vorwort seiner Freude darüber Ausdruck, dass das Buch nun „über Umwege und nach starker Überarbeitung nach Deutschland zurückkehrt“ (7).

Das Buch ist für ein breites, auch fachfremdes Publikum geschrieben, bisweilen wurde es auch schon, wenig glücklich, als „populärwissenschaftlich“ beworben. Tatsächlich hat Chaniotis seinen Text nicht mit einem wissenschaftlichen Anmerkungsapparat versehen, aber reichhaltig mit Abbildungen, Karten und einer detaillierten Zeittafel ausgestattet. Durchweg bemüht er sich um Parallelen und Analogien zum aktuellen politischen Zeitgeschehen und zur Gegenwartskultur, um so die ferne Welt der antiken Levante dem Publikum näher zu bringen. Gern zitiert er auch Gedichte von Konstantinos Kavafis (1863–1933), um historische Befunde zu illustrieren. Der Stil ist, in bester angelsächsischer Tradition, zugänglich, bisweilen humorvoll. Dabei steht der Autor für Qualität, die souveräne Beherrschung der umfangreichen Materie bedarf keiner Erwähnung, und auch wenn die explizite Diskussion kontroverser Forschungspositionen unterbleibt, erschließt er seinen Leserinnen und Lesern

mit ausgewogenem Urteil die hellenistisch-römische Antike.

In der Anordnung der 16 Kapitel bietet sich ein Wechsel zwischen Ereignisgeschichte und Strukturgeschichte. Die ersten vier Kapitel (19–102) erzählen die Geschichte der frühen hellenistischen Epoche von Philipp II. bis zum Jahr 217 v. Chr., mithin die Periode ohne römischen Einfluss. Mit den Kapiteln 5 und 6 hält Chaniotis im Erzählfluss inne, um Strukturgeschichte zu treiben und sowohl „Die Welt der Monarchie“ (103–144) als auch „Die Welt der Bürger“ (145–173) in ihren Stadtstaaten zu betrachten. Beide „Welten“ verbindet, dass, verglichen mit der vorhellenistischen Zeit, das Moment der theatralischen (Selbst-)Inszenierung in der Politik an Gewicht gewann. Nach diesem Intermezzo führt Chaniotis seine ereignisgeschichtliche Betrachtung weiter, die nun, in den Kapiteln 7 bis 12 (175–333), durchgehend die Geschichte des hellenistischen östlichen Mittelmeerraums unter römischem Einfluss erzählt, von der ersten römischen Intervention 217 v. Chr. bis zur Herrschaft Kaiser Hadrians (117–138 n. Chr.). In den Kapitel 13 bis 16 (335–459) wendet Chaniotis sich wieder einer strukturgeschichtlichen Betrachtung zu, die von den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Eigenheiten der hellenistischen Welt handelt. Deutlich wird z. B., dass die steigende Bedeutung materiellen Reichtums (unabhängig von seinen Quellen) und von privater Wohlthätigkeit für das Gemeinwesen (Euergetismus) die ganze in Frage stehende Epoche bestimmt. Im Anhang bietet Chaniotis schließlich eine detaillierte Zeittafel (463–472), Karten (473–489), ein Verzeichnis von weiterführender Literatur sowie zitierten Quellen zu den einzelnen Kapiteln (490–511) und eine Gesamtbibliographie (512–521), ferner Abbildungsnachweise (522–523) und ein Register (524–542).

Chaniotis stellt die etwas unkonventionelle, aber durchaus plausible These auf, dass das „lange hellenistische Zeitalter“ vom Feldzug Alexanders des Großen, der ja als panhellenisches Unternehmen propagiert wurde, bis zur Gründung des Panhellenion unter Kaiser Hadrian als eine durchgehende Epoche zu betrachten sei, wobei der Wechsel der Regierungsform in Rom nach 30 v. Chr. für den griechischsprachigen Osten einen geringeren Unterschied machte als das erste Auftreten der Römer im Jahr 217 v. Chr. Als beste Begründung führt er seine These einfach durch und zeigt in dem

hier zu besprechenden Buch, dass mit dieser Epochengliederung eine sinnvolle und lehrreiche Gesamtdarstellung möglich ist: Vieles erklärt sich, was bei einer Beschränkung auf die römische Kaiserzeit keineswegs klar wäre. Chaniotis ist zwar nicht der erste Autor, der den Zeitraum vom 4./3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. in einer Gesamtdarstellung behandelt; für das antike Judentum unternahm das schon J.M.G. Barclay (*Jews in the Mediterranean Diaspora. From Alexander to Trajan [323 BCE – 117 CE]*, Edinburgh 1996). Chaniotis hat aber das Konzept des „langen hellenistischen Zeitalters“ konsequent nicht nur für eine Bevölkerungsgruppe, sondern für die hellenistische Welt insgesamt durchgeführt.

Es handelt sich bei diesem Buch um eine Übersetzung aus dem Englischen. Das bringt mit sich, dass manche der zeitgeschichtlichen und populärkulturellen Analogien, die Chaniotis gern zieht, für Leserinnen und Leser im deutschsprachigen Raum nicht eben selbst erklärend sind. Die Übersetzung als solche, von einem Fachmann für Alte Geschichte und Epigraphik erstellt, ist aber idiomatisch und sachgemäß, die wenigen Fehler fallen nicht ins Gewicht. Zudem hat die deutsche Ausgabe den Vorzug, dass die Abbildungen von besserer Qualität sind als im englischen Original; die abgebildeten Inschriften sind durchweg gut lesbar.

In Summa: Wer eine umfassende Gesamtdarstellung über die hellenistisch-römische Welt (nicht zuletzt die Welt, in der das Christentum entstanden ist) sucht, findet hier eine reichhaltige, aber durchweg gut lesbare und zuverlässige Einführung. Für Studierende wie für das interessierte Publikum ist dieses Werk unbedingt zu empfehlen.

München

Stephan Witetschek

◆ Janssen, Heinz: „... es geschah wegen des Zornes JHWs“. Studien zu Ursprung und Rezeption der unbedingten Unheilsprophetie im Jeremiabuch (Beiträge zum Verstehen der Bibel 41). Lit Verlag, Münster 2020. (383, 2 farb. Abb.) Pb. Euro 49,90 (D) / Euro 51,30 (A) / CHF 67,90. ISBN 978-3-643-14484-3.

Die vorliegende Studie wurde 2017 als Dissertation angenommen und für den Druck leicht überarbeitet. Sie geht der interessanten Frage nach, wie die Redeweise vom Zorn Gottes, die

vor allem im Jeremiabuch häufig zu finden ist, historisch und theologisch einzuordnen und gesamtbiblisch zu verstehen ist.

Den Hauptteil der Arbeit (33–305) bildet die sprachliche Analyse der insgesamt 28 Texte, welche Zornesvokabular enthalten, eingeteilt – in Vorwegnahme des historisch-kritischen Ergebnisses – in fünf Zeiträume, von denen drei in die Wirksamkeit des Propheten fallen (626–587/586 v. Chr.). Interessant ist, dass mehr als ein Drittel der Texte, insgesamt zwölf, der Spätphase der Entstehung des Jeremiabuchs, also der Zeit nach 587 v. Chr. bis ins 4./3. Jahrhundert, zugerechnet werden.

In der Einzelanalyse der Texte nimmt die Untersuchung des Wortbestandes als Begründung der jeweiligen Übersetzung sowie die Bestimmung der Form einen wichtigen Platz ein. Literarkritische Überlegungen spielen ebenfalls immer wieder eine große Rolle und verweisen auf die komplexe Entstehungsgeschichte der einzelnen Einheiten. Dazu kommt speziell die mit vielen Wiederholungen versehene Beschreibung der Zornesbegriffe in ihrem Kontext, die für die recht mutige zeitliche Einordnung in bestimmte Perioden entscheidend ist, wobei sich der Verfasser zur weiteren Begründung vor allem auf die deutschsprachige Kommentarliteratur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stützt. Allerdings heißt das nicht, dass nicht auch neuere Kommentare, z. B. die von W. H. Schmidt, G. Wanke oder G. Fischer, fallweise herangezogen würden. In den so genannten Texten der Spätphase sieht der Verfasser in der Rede von Gottes Zorn u. a. eine Begründung der erlebten Katastrophe. Wenn zugleich ein Erbarmen Gottes und eine heilvolle Zukunft angesagt werden, dann fehlt aber nicht der warnde Aspekt, die vergangene Erfahrung des Zorneshandelns zu vergessen.

Im Anschluss an die überaus ausführlichen und m. E. durchaus kürzbaren Textanalysen folgt eine „systematische Reflexion“ (307–321), in der die Aufnahme des Themas in der evangelischen Glaubenslehre diskutiert wird. Hier geht es vor allem um K. Barth, der sich in seiner Dogmatik ausführlich mit dem Thema von Gottes Zorn befasst hat.

Ein kleiner Abschnitt zur Verwendung des Themas in Gebet, Lied und Predigt folgt noch, bevor in einer Zusammenfassung (329–338) der Gang der Untersuchung nochmals reflektiert und die verschiedenen Phasen des Redens vom Zorn erläutert werden. Ein umfangreiches